

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 98.

Berlin, Mittwoch den 16. August

1843.

Frankreich.

Friedrich der Große und seine Freunde, nach George Sand.

Eine Episode aus dem Roman: „Die Gräfin von Rudolstadt“.

Die Verfasserin von *Consuelo*, dem letzten Romane George Sand's, hat jetzt angefangen, die Fortsetzung zu diesem Werke unter dem Titel: „Die Gräfin von Rudolstadt“ zu veröffentlichen. Diese Fortsetzung hat für uns um so mehr Interesse, als sie vorzüglich in Deutschland, und zwar in den ersten Theilen in Berlin, zu Anfang der Regierung Friedrich's des Großen spielt. Friedrich der Große selbst, seine Freunde und sein ganzer Hof werden darin mit zwar mitunter etwas lähnen, aber doch genialen und überraschenden Pinselstrichen gezeichnet. Die Veranlassung, wodurch der große König in die Erzählung mit hineingezogen wird, bietet die Heldin des Romans selbst, die Porporina — so nennt sich *Consuelo* nach ihrem Lehrer Porpora — die als eine der ausgezeichnetsten Künstlerinnen ihrer Zeit bei der Italiänischen Oper in Berlin engagirt ist. Das Portrait und den Charakter der „Zingarella“ *Consuelo Porporina*, einer in Spanien geborenen, in Frankreich und Italien aber gebildeten Sängerin, soll die Verfasserin nach dem Modell einer Freundin, nämlich nach der jetzt in Deutschland befindlichen Madame Biardot-Garcia, Schwester der Madame de Veriot-Malibran, gezeichnet haben. Die Erzählung beginnt mit einer Vorstellung der Oper *Titus* von Metastasio und Paffe; der König selbst ist mit seinen Freunden zugegen und verfolgt aufmerksam die Leistungen der Sängerin Porporina, als diese auf einmal mitten in einer glänzenden Koulade stecken bleibt, die Augen hier nach einem Winkel des Saals richtet und unter dem Ausruf: „O, mein Gott!“ zu Boden sinkt. Die Vorstellung hat hiermit für diesen Abend ein Ende; der König selbst eilt auf das Theater und erkundigt sich theilnehmend nach dem Befinden der Sängerin, die sich noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hat. Hierauf begiebt sich der König nach Hause, um mit Voltaire, La Mettrie, d'Argens, Algarotti und Quintus Jecilius zu speisen. Wir lassen jetzt die Verfasserin weiter erzählen. *)

„Mitten im Essen, mitten in einer Unterhaltung voll Spott und Grazie, mitten unter diesen Freunden, die er nicht liebte, und unter diesen Schöngeistern, die er durchaus nicht bewunderte, wurde Friedrich auf einmal nachdenkend, und nach wenigen Minuten stand er auf, indem er zu seinen Gästen sagte: „Plaudert nur, ich höre euch.“ Er geht in das anstoßende Zimmer, nimmt Hut und Degen, winkt einem Pagen, ihm zu folgen, und verliert sich in die tiefen Gänge und geheimnißvollen Treppen seines alten Schlosses, während seine Gäste, ihn in der Nähe glaubend, ihre Worte abwägen und sich nichts zu sagen wagen, was er nicht hören kann. Nur La Mettrie, ein wenig beschäftigter Arzt und Vorleser des Königs, kannte keine Furcht. Er hatte das Mittel gefunden, es dahin zu bringen, daß ihm Niemand schaden konnte, und dies bestand darin, sich so viele Impertinenzen und Thorheiten in Gegenwart des Königs zu erlauben, daß man unmöglich mehr von ihm erzählen konnte, und daß kein Feind oder Angeber im Stande war, ihm etwas zur Last zu legen, was er nicht selbst offen vor den Augen des Königs gethan hätte. Er schien die Philosophie der Gleichheit, die der König gern zur Schau trug bei seinem Umgang mit den sieben oder acht Personen, die er mit seiner Vertraulichkeit beehrte, buchstäblich zu nehmen. Er legte Kravatte, Perrücke, ja selbst die Schuhe in den Zimmern des Königs ab, machte sich's auf den Sophas bequem, widersprach dem König offen, äußerte sich ohne Zwang über den geringen Werth, den man den Göttern dieser Welt, dem Königthum wie der Religion und allen anderen von der Vernunft des Tages aus dem Felde geschlagenen Vorurtheilen beizulegen habe; mit einem Wort, er betrug sich als wahrer Cyniker und gab so viele Motive zu einer Unnade und Entlassung, daß man ihn mit Verwunderung seinen Plag behaupten sah, während so viele Andere um kleiner Sünden willen gestürzt worden waren. Aber gerade dieses verstellungslöse Benehmen gefiel dem König. Er hielt seinen

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, machen wir noch einmal darauf aufmerksam, daß wir hier keine ernste Geschichte, sondern einen Roman vor uns haben; die anstretenden Personen sind zwar historisch, aber was die Verfasserin sie reden und thun läßt, gehört ihr, obwohl sie dazu mannigfache Quellen und namentlich auch das Werk unseres wackeren Preuß' benutzt hat, allein an und macht nur den Anspruch auf poetische, nicht auf historische Glaubwürdigkeit. Daß es namentlich an Anachronismen nicht fehlt, wird der nur einigermaßen mit der Geschichte Friedrich's vertraute Leser in dieser Episode, die, wie gesagt, zu Anfang der Regierung des Königs spielt, sehr bald wahrnehmen, doch nur hin und wieder haben wir es für nöthig gehalten, eine kleine berichtigende Note hinzuzufügen.
D. K.

La Mettrie für wahnsinnig, und oft blieb er, wie versteinert vor Erstaunen, vor ihm stehen und sagte: „Diese Bestie ist von einer skandalösen Unverschämtheit.“ Dann fügte er für sich hinzu: „Aber er ist ein ehrlicher Kerl, der nicht zweierlei Reden über mich im Munde führt, der mich hinterm Rücken nicht mehr mißhandeln kann, als in meiner Gegenwart, während alle Anderen, die mir zu Füßen liegen, wer weiß was sagen und denken, wenn ich den Rücken kehre. Also ist La Mettrie der rechtschaffenste Mensch, den ich besitze, und ich muß ihn um so mehr ertragen, je unerträglicher er ist.“ So hatte La Mettrie eine sehr angenehme Stellung, und während Voltaire sich von Anfang an in ein System von Schmeicheleien eingelassen hatte, dessen er mit der Zeit überdrüssig zu werden anfing, blieb La Mettrie seiner Gewohnheit treu, fühlte sich dabei ganz behaglich und sah sich nicht gezwungen, wie später Voltaire, ein Idol zu schmählen und umzustürzen, dem er nichts geopfert und nichts verprochen hatte.

Der Marquis d'Argens, Kammerherr mit 6000 Livres Gehalt, war jener leichtsinnige Philosoph, jener oberflächliche Schriftsteller, der den wahren Franzosen seiner Zeit repräsentirt, gutmüthig, unbesonnen, sentimental, zugleich tapfer und verweichlicht, ein Mann zwischen zwei Altern, romantisch wie ein Jüngling und skeptisch wie ein Greis. Nachdem er seine Jugend mit Schauspielerinnen verbracht, bald Betrüger und bald betrogen und immer in die letzte Sterbensverliebt, hatte er zuletzt im Geheimen die Mademoiselle Cochois geheiratet, die erste Schauspielerin am Französischen Theater in Berlin, eine sehr häßliche, aber sehr geistreiche Person, die er unterrichtet hatte. Friedrich wußte noch nichts von dieser geheimnißvollen Verbindung, und d'Argens hütete sich, es denen mitzuthellen, die ihn verrathen konnten. Nur Voltaire war sein Vertrauter. D'Argens liebte den König aufrichtig, wurde aber nicht mehr von ihm geliebt als die Anderen. Friedrich glaubte an Niemandes Liebe, und der arme d'Argens war bald der Mitschuldige, bald die Zielscheibe seiner Scherze. *)

Es ist bekannt, daß der von Friedrich mit dem hochklingenden Namen Quintus Jecilius ausgestattete Oberst ein Franzose der Abstammung nach war, Namens Guichard, ein energischer Militair und gelehrter Laktaiker, übrigens ein großer Plünderer, wie alle Leute seines Schlages, und Hösling im vollen Sinne des Wortes.

Wir sprechen nicht von Algarotti, um nicht den Leser mit einer Galerie historischer Personen zu ermüden. Es war nur unsere Absicht, die Stimmung der Gäste Friedrich's während seiner Abwesenheit anzudeuten, und wir haben schon gesagt, daß dieselben, statt sich von dem geheimen Zwang, der sie drückte, erleichtert zu fühlen, vielmehr noch unbehaglicher befanden und sich kein Wort sagen konnten, ohne auf jene halb offene Thür hinzusehen, durch welche der König verschwunden war und hinter welcher er sich vielleicht den Spas machte, sie zu beobachten. Nur La Mettrie machte eine Ausnahme, und als er bemerkte, daß der Tafeldienst in Abwesenheit des Königs sehr vernachlässigt ward, rief er: „Parbleu! ich finde es von dem Hausherrn sehr ungesittet, daß er uns so ohne Diener und Champagner läßt, und ich will einmal sehen, ob er da drin ist, um bei ihm Klage zu führen.“ Er stand auf und ging, ohne Furcht, indiscret zu seyn, bis in das Zimmer des Königs. „Keiner da!“ rief er, zurückkehrend; „das ist lustig. Er ist im Stande, zu Pferde zu steigen und ein Manöver beim Fadeltschein zu halten, um seine Verdauung zu befördern. Der wunderliche Kauz!“ — „Ein wunderlicher Kauz seyd ihr“, meinte Quintus Jecilius, der sich an La Mettrie's seltsames Benehmen nicht gewöhnen konnte. — „So ist also der König weggegangen?“ fragte Voltaire und begann etwas freier zu athmen. — „Ja, der König ist fort“, sagte der Baron Pölnig, eintretend. „Ich habe ihn eben in einem Hofe mit einem Pagen als einzigen Begleiter getroffen; auch hatte er sein großes Infognito angelegt, so daß ich ihn kaum erkannte.“

Pölnig, dessen Alter eben so problematisch war als sein Gehalt und seine Functionen, war jener Preussische Baron, jener Roué der Regentschaft, der in seiner Jugend am Hofe der Mutter des Herzogs von Orleans glänzte, jener ausgelassene Spieler, dessen Schulden der König von Preußen nicht mehr bezahlen wollte, ein Abenteuerer und Spion, ein wenig spitzbübisch, ein schamloser Hösling, genährt, verachtet, gebuddelt und sehr schlecht bezahlt von seinem Herrn, der ihn jedoch nicht entbehren konnte. Pölnig war überdies damals der Theater-Direktor Seiner Majestät, eine Art Ober-Intendant

*) Das Verhältnis zwischen Friedrich und d'Argens ist hier nicht richtig dargestellt. Letzterer erzeute sich vielmehr zu jener Zeit des vollen königlichen Vertrauens und erst nach dem siebenjährigen Kriege trat einige Kälte zwischen den beiden Freunden ein.
D. K.

seiner kleinen Zerstreungen. Man nannte ihn schon den alten Pölnig, und so nannte man ihn noch dreißig Jahre später. Es war der ewige Höfning. Er war Page des letzten Königs gewesen und verband mit den raffinierten Lastern der Regenschicht die verbe Robheit des Tabaks-Kollegium und den Uebermuth der schöngeistigen und militairischen Regierung Friedrich's des Großen. Da seine Gunst bei diesem Letzteren ein chronischer Zustand der Ungnade war, so lag ihm wenig daran, sie zu verlieren, und da er überdies immer die Rolle des Angebers spielte, so fürchtete er in der That Niemanden, der ihm schlechte Dienste bei seinem Herrn leisten konnte.

„Aber, lieber Baron“, rief La Mettrie, „Sie hätten dem König folgen müssen, um uns dann sein Abenteuer mitzutheilen. Wir hätten ihn zur Verzweiflung gebracht bei seiner Rückkehr, wenn wir ihm sagten, wie wir, ohne von Tisch aufzustehen, seine Handlungen und Mienen gesehen hätten.“ — „Noch besser“, sagte Pölnig lachend. „Wir hätten ihm dies erst morgen gesagt, und würden dieses Hellssehen auf Rechnung des Zauberers geschrieben haben.“ — „Was ist das für ein Zauberer?“ frug Voltaire. — „Der berühmte Graf von Saint-Germain, der seit heute Morgen hier ist.“ *) „Wirklich? Ich bin sehr begierig zu wissen, ob das ein Charlatan oder ein Narr ist.“ — „Das ist eben das Schwere“, sagte La Mettrie. „Er verbirgt sein Spiel so gut, daß Niemand hierüber entscheiden kann.“ — „Ei, das ist gerade nicht närrisch“, sagte Algarotti. — „Erzählen Sie mir von Friedrich“, sagte La Mettrie, „ich will seine Reugier durch eine gute Geschichte stärken, damit er uns nächster Tage beim Souper mit Saint-Germain und seinen vorfindstulichen Abenteuern bewirthe. Das wird mich amüsiren. Laßt sehen! wo kann unser theurer Monarch jetzt seyn? Baron, ihr wißt es! ihr seyd zu neugierig, um ihm nicht gefolgt zu seyn, oder zu boshaft, um es nicht errathen zu haben.“ — „Soll ich's Ihnen sagen?“ sagte Pölnig. — „Ich hoffe, mein Herr“, sagte Quintus, indem er ganz blau wurde vor Zorn, „daß Sie auf die seltsamen Fragen des Herrn La Mettrie nicht antworten werden. Wenn Seine Majestät . . .“ — „O, mein Theurer“, sagte La Mettrie, „von zehn Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens giebt es hier keine Majestät. Friedrich hat dies ein für allemal als Norm aufgestellt, und ich kenne nur das Gesetz: „Beim Souper giebt es keinen König.““ Seht ihr denn nicht, daß dieser arme König sich langweilt, und ihr wollt ihm nicht helfen, daß er während der süßen Stunden der Nacht die Last seiner Größe vergißt, schlechter Diener und Freund, der ihr seyd? Allons, Pölnig, lieber Baron, reden Sie: wo ist der König in diesem Augenblick?“ — „Ich will es nicht wissen“, sagte Quintus, aufstehend und den Tisch verlassend. — „Nach eurem Belieben“, sagte Pölnig; „wer mich nicht hören will, mag sich die Ohren verstopfen.“ — „Ich öffne die meinigen“, sagte La Mettrie. — „Wahrhaftig, auch ich“, sagte lachend Algarotti. — „Meine Herren“, sagte Pölnig, „Seine Majestät ist bei der Signora Porporina.“ — „Ihr wollt uns was weiß machen“, rief La Mettrie, und fügte eine Lateinische Phrase hinzu, die ich nicht übersetzen kann, weil ich kein Latein verstehe, Quintus Zeilius wurde blaß und ging hinaus. Algarotti rezitirte ein Italiänisches Sonnet, das ich nicht viel besser verstehe, und Voltaire improvisirte vier Verse, um Friedrich mit Julius Cäsar zu vergleichen, worauf die drei Gelehrten sich lächelnd ansahen und Pölnig mit ernster Miene wieder begann: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß der König bei der Porporina ist.“ — „Könnten Sie nicht etwas Anderes geben“, sagte d'Argens, dem dies Alles in der That mißfiel, weil er nicht der Mann war, der Andere verrieth, um seinen eigenen Kredit zu heben. Pölnig antwortete, ohne in Verwirrung zu gerathen: „Hölle und Teufel, Herr Marquis, wenn der König uns sagt, daß Sie bei Olle, Cochois sind, so finden wir daran nicht den mindesten Anstoß: warum finden Sie Anstoß daran, daß er bei Signora Porporina ist?“ — „Das müßte euch vielmehr erbauen“, sagte Algarotti, „und wenn es wahr ist, so werde ich es in Rom erzählen.“ — „Und Seine Heiligkeit, die ein wenig spottlustig sind“, fügte Voltaire hinzu, „würden sehr hübsche Sachen darüber sagen.“

„Worüber wird Seine Heiligkeit spotten?“ frug der König, indem er pöflich auf der Schwelle des Speisesaals erschien. — „Ueber die Liebhaft Friedrich's des Großen mit der Porporina von Venedig“, antwortete La Mettrie ohne Furcht. Der König erblaßte und schleuderte einen schrecklichen Blick auf seine Gäste, welche Alle mehr oder weniger erblaßten, außer La Mettrie: „Was wollen Sie!“ sagte dieser ruhig; „Herr von Saint-Germain hatte heute Abend in der Oper gesagt, daß in der Stunde, wo Saturn zwischen Regulus und Jungfrau hindurchpassiren würde, Seine Majestät begleitet von einem Pagen . . .“ — „Halt da, was ist's mit diesem Grafen von Saint-Germain!“ sagte der König, sich mit der größten Ruhe niederlegend und La Mettrie sein Glas hinhaltend, damit dieser es mit Champagner fülle.

Man sprach vom Grafen von Saint-Germain, und so ging der Sturm ohne Explosion vorüber. Beim ersten Stoß hatte die Impertinenz des Baron, der ihn verrathen hatte, und die Kühnheit La Mettrie's, der es ihm zu sagen wagte, den König wüthend gemacht: aber während La Mettrie weiter sprach, hatte sich Friedrich erinnert, daß er Pölnig befohlen hatte, über gewisse Gegenstände bei der ersten Gelegenheit zu schwätzen und die Anderen schwätzen zu lassen. So war er mit jener Leichtigkeit und Geistesfreiheit, die er im höchsten Grade besaß, wieder seiner Herr geworden, und von seiner nächtlichen Promenade war so wenig die Rede, als ob sie von Niemand bemerkt worden wäre. La Mettrie hätte es wohl gewagt, den Angriff zu erneuern, wenn er daran gedacht hätte; aber sein flüchtiger Geist folgte der neuen Richtung, die ihm Friedrich gab, und so wurde oft selbst La Mettrie von Friedrich beherrscht.

*) St. Germain war allerdings in Berlin, aber erst um das Jahr 1763. Friedrich bezeichnet ihn als un homme, qu'on n'a jamais pu déchiffrer.

Er behandelte ihn wie ein Kind, das im Begriff ist, einen Spiegel zu zerbrechen oder aus dem Fenster zu springen, und dem man ein Spielwerk zeigt, um es auf andere Gedanken zu bringen. Jeder machte seinen Kommentar über den berühmten Grafen von Saint-Germain; Jeder erzählte seine Anekdote. Pölnig wollte ihn vor zwanzig Jahren in Frankreich gesehen haben. „Und als ich ihn diesen Morgen wieder sah“, fügte er hinzu, „war er so wenig gealtert, als hätte ich ihn gestern verlassen. Ich erinnere mich, wie er eines Abends in Frankreich, als von der Leidensgeschichte Jesu Christi die Rede war, auf die ergößlichste Art und mit einem unglaublichen Ernst ausrief: „Ja, ich hatte es ihm gesagt, daß er sich noch ein schlechtes Spiel bei diesen bösen Juden bereiten würde. Ich habe ihm sogar fast Alles, was ihm begegnet ist, vorhergesagt, aber er hörte mich nicht: sein Eifer ließ ihn jede Gefahr verachten. Auch hat mich sein tragisches Ende so erschüttert, daß ich es nie vergessen werde, und ich kann nicht daran denken, ohne Thränen zu vergießen.“ Und bei diesen Worten weinte der Teufelsgraf recht ordentlich, und wenig hätte gefehlt, und er hätte uns auch zum Weinen gebracht.“

„Ihr seyd ein so guter Christ“, sagte der König, „daß mich das nicht von euch wundert.“ Pölnig hatte drei- oder viermal vom Morgen bis Abend die Religion gewechselt, um Geld oder einträgliche Stellen zu gewinnen. „Ihre Anekdote zieht überall“, sagte d'Argens zum Baron, „aber das ist nur ein Spas. Ich habe bessere gehört, und was in meinen Augen diesen Grafen von Saint-Germain zu einer anziehenden und merkwürdigen Person macht, das sind die vielen ganz neuen und geistreichen Ansichten, womit er Ereignisse erklärt, die bisher in der Geschichte dunkel geblieben sind. Man mag ihn fragen, über welchen Zeitraum oder Gegenstand man will, er weiß oder erfindet überall eine Menge wahrscheinlicher, interessanter Umstände, welche geeignet sind, auf die geheimnißvollsten Geschichten ein neues Licht zu werfen.“ — „Wenn er wahrscheinliche Dinge sagt“, bemerkte Algarotti, „so muß es ein tief gelehrter und mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabter Mensch seyn.“ — „Noch mehr als dies!“ sagte der König. „Die Gelehrsamkeit reicht nicht aus, um die Geschichte zu erklären. Dieser Mensch muß einen mächtigen Geist und eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens besitzen. Es ist nun noch die Frage, ob die Sucht, eine bizarre Rolle zu spielen, den Mann darauf gebracht hat, sich eine ewige Existenz und die Erinnerung an Ereignisse, die seinem Leben vorhergingen, zuzuschreiben, oder ob in Folge tiefer Studien und Meditationen das Gehirn sich verangert hat und in eine Monomanie gefallen ist.“ — „Ich kann wenigstens“, sagte Pölnig, „die Aufrichtigkeit und Bescheidenheit unseres Mannes Eurer Majestät verbürgen. Er ist nicht leicht dahin zu bringen, über die wunderbaren Ereignisse, deren Zeuge er gewesen seyn will, zu sprechen. Er weiß, daß man ihn als Träumer und Charlatan behandelt, und scheint davon sehr verlegt: denn er weigert sich jetzt, sich über seine übernatürliche Macht auszusprechen.“ — „Wohlan, Stre, sterben Sie nicht vor Ungeduld, ihn zu sehen und zu hören!“ sagte La Mettrie. „Ich kann es nicht erwarten.“ — „Wie können Sie danach begierig seyn!“ erwiderte der König. „Der Anblick der Narrheit ist nichts weniger als belustigend.“ — „Wenn es Narrheit ist, dann haben Sie Recht; aber wenn es keine ist!“ — „Hören Sie, meine Herren!“ nahm Friedrich das Wort; „da haben wir den Ungläubigen, den Atheisten par excellence, der sich an das Wunderbare hängt und schon an die ewige Existenz des Herrn von Saint-Germain glaubt! Uebrigens ist das kein Wunder, wenn man weiß, daß La Mettrie Furcht hat vor dem Tode, dem Donner und den Gespenstern.“ — „Die Furcht vor Gespenstern ist, ich gestehe es, eine Schwäche“, sagte La Mettrie; „aber vor dem Donner und vor Allem, was den Tod geben kann, muß man sich mit Recht fürchten. Ich frage Sie, was zum Teufel soll man denn fürchten, wenn es nicht das ist, was die Sicherheit unseres Daseyns aufhebt!“ — „Es lebe Panurge“, sagte Voltaire. — „Ich komme auf meinen Saint-Germain zurück“, nahm La Mettrie das Wort; „Messire Pantagruel müßte ihn auf Morgen zum Souper mit uns einladen.“ — „Ich werde mich wohl hüten“, sagte der König; „Ihr seyd einmal so närrisch, mein armer Freund, und er brauchte nur den Fuß in mein Haus gesetzt zu haben, so würden die abergläubischen Phantasien, von denen es in unserer Nähe wimmelt, sofort hundert lächerliche Geschichten erfinden, welche bald die Runde durch ganz Europa gemacht hätten. Ach, die Vernunft, mein lieber Voltaire, möge ihr Reich bald kommen! Das ist das Gebet, das man jeden Abend und jeden Morgen verrichten muß.“ (Fortsetzung folgt.)

Ostindien.

Prabodha-Chandrodaya, oder die Geburt des Begriffs.

Ein Indisches Drama.

(Schluß.)

Der König Verland sandte zuerst einen Boten mit dem Lehrbuch der Nyayaphilosophie (die wie die Sankhya lehre für orthodox gilt) zum Zerthum, um ihn aufzufordern, daß er die Altäre des Vishnu, die Ufer der Flüsse, der heiligen Wälder und den Geist der Frommen verlasse und mit seinem Gefolge zu den Barbaren ziehe. Der Zerthum beordert darauf die Lehrbücher der Keger mit ihren Logiken zum Kampfe, aber da offenbar sich den Kriegern des Verlandes die Saraswati (Göttin der Beredsamkeit) mit dem wohlthätigen Einflusse der heiligen Schriften. Es näherten sich ihr die Anhänger des Vishnu, Civa und Sura (Sonnengottes), und die Mimāṃsā nebst den übrigen philosophischen Werken erleuchteten die Welt durch die Menge ihrer schlagenden Beweise. Es war aber möglich, daß sich die Letzteren zur Vernichtung des Zerthums vereinigten, obgleich die einen Schriften der Offenbarung, die anderen

der Vernunft sind, da beide ihre Quelle in dem gemeinsamen Urlicht haben. Im weiteren Verlaufe des Kampfes wurden nun die Lokapatas und Chärvakas (Materialisten) vernichtet, und darauf zerstreuten sich denn die anderen Schriften der Kezer in dem Meere der wahrhaft heiligen Bücher, da sie keine feste Wurzel mehr haben. Die der Buddhisten zogen in die besonders von Barbaren bewohnten Länder Sindh, Kandahar, Behar, Zelingana, ins Hunnenland, ins östliche Bengalen, nach der Küste Koromandel und weiter, und die Digambaras, Kāpālikas und die übrigen leben im Verborgenen unter den Dummköpfen, die in Pānchāla, Malva und an der Westküste wohnen. Endlich wurden auch die Diener des Irrthums, Kāma nebst dem Zorne und den übrigen, getödtet und nur der Irrthum selber lebt noch, man kennt aber seinen Aufenthalt nicht. Die Vishnuverehrung erkennt, daß dann noch ein wichtiger Rest des Bösen sey, entschließt sich aber, zunächst in dem Vorstellungsvermögen durch die Beredsamkeit des Byāsa (Sammler der Vedas und des Mahābhārata) Leidenschaftlosigkeit entstehen zu lassen. —

Das Vorstellungsvermögen tritt nun auf und vermischt schmerzlich seine geliebten Stolz, Hochmuth, Haß; auch erfährt es vom Willen, daß seine Gattin Thätigkeit am gebrochenen Herzen über den Tod ihrer Familie gestorben sey, und ist im Begriff, sich ebenfalls das Leben zu nehmen, als die Beredsamkeit des Byāsa erscheint. Diese erinnert es daran, daß das Leben vergänglich sey, und daher seine Kinder untergehen mußten. Der Schmerz über ihren Tod entspringt nur aus der Eigenliebe, daher stamme seine leidenschaftliche Trauer. Dies leidenschaftliche Denken kann aber nur dadurch aufgehoben werden, daß man seinen Sinn auf den ruhigen Gegenstand richtet, und dieser ist Vishnu oder das Brahma; wenn das Vorstellungsvermögen immer an dies denke, sagt die Beredsamkeit, so werde sie zur wahrhaften Seligkeit eingehen. Nur durch die Trennung von dem, was man liebt, gelangt man zur Leidenschaftlosigkeit, und diese bringt das Glück der Ruhe. Das Vorstellungsvermögen erklärt sich durch die Beredsamkeit überzeugt und fällt der Heiligen dankbar für seine Rettung zu Füßen. Nun erscheint die Leidenschaftlosigkeit, und das Vorstellungsvermögen erkennt sie freudig als sein Kind, das bereits bei der Geburt von ihm ging. Die Beredsamkeit sagt darauf dem Vorstellungsvermögen (das als Mann auftritt), daß es jetzt der Pflicht seines Standes als Hausvater genügen und sich mit der Ruhe vermählen müsse. Der Gleichmuth und die übrigen Söhne desselben, so wie der Sinnenzwang und die anderen Rāthē, müssen es umgeben; endlich soll der Verstand, mit der Offenbarung vereint, Thronerbe werden, dann werde auch die Seele, die ursprünglich einige, die sich auf der Bahn des Denkens, da sie sich dem Vorstellungsvermögen ergab, vervielfältigte, wieder eine werden und in ihrer natürlichen Seligkeit erglänzen.

Im sechsten und letzten Akte tritt nun die Ruhe auf und erzählt, daß sie vom Verstande den Auftrag habe, die Offenbarung zu ihm zu führen; gleich darauf erscheint ihre Mutter, die Religion, welche erfreut ist, endlich einmal die Familie des Königs Verstand ohne Leiden zu sehen. Sie berichtet, daß fortan die Geliebte des Urgeistes nur die Untersuchung dessen, was ewig und was vergänglich ist, daß sein Vertrauter der Mangel an Leidenschaft, seine Freunde Sinnenzwang und seine Genossen u. s. w. seyn werden. Er fürchtet sich jetzt gleich sehr vor der Strafe für das Böse wie vor dem Lohne für das Gute; er denkt nicht an fromme Werke, da er frei von Wünschen ist. Die Religion geht nun, den Verstand zu rufen, da ihn der Urgeist etwas fragen will; eben so holt die Ruhe die Offenbarung, um sie zum Verstande zu führen. Nun tritt der Urgeist auf, und zugleich nahen Verstand, Offenbarung, Ruhe, Religion. Die Offenbarung erzählt nun, wie sie während der Zeit, wo sie dem Urgeist fern war, nirgend richtig erkannt worden sey, wie namentlich die Wissenschaft des Opfers sie nach ihren frommen Werken gefragt habe und, als sie antwortete: „Ich preise ihn, den erstgeborenen Geist, durch den das All entstand, an dem es sich erfreut, in welchen es auch einstens wieder aufgeht, durch dessen Glanz die Welt bestrahlt wird, dessen Licht voll himmlischer Seligkeit erglänzt, den Ruhigen, Ewigen, Thatenlosen, ihn, den Herrn der Creaturen, in den die Frommen eingehen, um nicht wiedergeboren zu werden, wenn sie vom Dunkel des Dualismus gereinigt sind“ — sie sie von sich gewiesen habe. Eben so schlimm sey es ihr bei der Mimānsā und den anderen Philosophen ergangen, welche riefen: „Ergreife sie, denn sie legt die Seligkeit in die Auflösung der Welt und ist also auf dem Wege der Atheisten!“ Sie seyen darauf über sie hergefallen, hätten sie ihres Schmuckes beraubt, und sie sey so zur Stätte der Bhagavadgītā (ein bekanntes philosophisches Gedicht des Mahābhārata) gekommen, welche sie getröstet und gesagt habe: „Mutter, betrübe dich nicht; Alle, die dich nicht anerkennen, wird der Herr belehren.“ Als der Urgeist fragt, wer dieser Höchste sey, eröffnet sie ihm: „Der ewige Geist ist kein anderer als du, und du bist kein anderer als der Gott Vishnu. Die Täuschung, die so lange als die Ewigkeit besteht, stellt euch als verschiedene dar, aber ihr seyd es, wie die Sonne und ihr Widerschein im Wasser.“

Der Urgeist (zum Verstande). Ich verstehe nicht ganz die Worte der Göttlichen. Ich, der ich gefesselt und geheitelt bin, den Gesegen des Alters und des Todes unterliege, sagt sie, sey der wahrhaft Seyende, selige, denkende Geist?

Verstand. Erst denke: „ich bin“, dann: „ich bin nicht“, und hast du mit deinem Denken also das Dies und das Du zerlegt und den denkenden Geist und den Sinn des Du erkannt, so wird, wenn es hört: „Du bist Dies-Du“, frei vom Dunkel des Seyns, geisterglänzend emporleuchten das ruhige, ewige, in sich selige Licht. *)

*) Hier bezeichnet das Dies (Sanskrit, tat) den unsichtbaren Gott, Du (tvam) den sichtbaren, in der Welt geoffenbarten. „Du bist Dies-Du“ heißt also nur: du bist

Nun werden Verstand und Offenbarung verbunden und der Begriff geboren.

Begriff. Jetzt, da ich, der Begriff, in die Existenz getreten bin, untersucht nicht mehr die Welt, deren eigene Klarheit vernichtet ist, was erlangt und was verloren, was gewonnen und was gegeben sey, was sich erhebe und was vergehe, was dieses oder was jenes sey. (Er geht umher.) Das ist der Urgeist. Ich will zu ihm gehen (tritt heran). Heiliger! Es grüßt dich der neugeborene Begriff.

Urgeist (freudig). Komm, Theurer, und umarme mich! (er thut es.) Ja! Der Schleier der Finsterniß ist gelüftet und der Morgen bricht an. Denn, als ich das Dunkel des Irrthums von mir warf und den Schlaf des Zweifels verschleuchte, ging der Mond des Begriffs auf. Ich aber bin Vishnu, durch den die Welt von Religion, Verstand, Meinung, Ruhe, Sinnenzwang und deren Freunden erfüllt ist. Durch die Gnade der Vishnuverehrung bin ich befriedigt. Jetzt will ich Niemanden mehr sehen, nichts mehr fragen, nicht nach dem zweifelhaften Lohne hier- oder dorthin gehen, sondern ruhig und entfernt von dem sorg- und furchterfüllten Irrthum als frommer Väter nur mir selber leben.

Vishnuverehrung (kommt freudig herbei). Nach langer Zeit sind nun endlich alle meine Wünsche erfüllt, denn ich erblicke dich ohne Feinde, Herr!

Urgeist. Was ist unmöglich, Göttin, wenn du gnädig bist? (sitzt ihr zu Füßen.)

Vishnuv. (hebt ihn auf). Steh' auf, Lieber! Welchen Dienst kann ich dir noch erweisen?

Urgeist. Was könnte ich wohl noch wünschen? Befriedigt ist ja der Verstand, da seine Feinde überwältigt sind; und ich, du Holde, habe wahrhafte Glückseligkeit erlangt. Dies indes ersehne ich noch: Mag der Himmel zur erwünschten Zeit der Erde reichlichen Regen spenden; mögen die Könige ohne Unglück die Länder beherrschen; und sey du den Edelgesinnten gewogen, daß sie, durch die Erkenntniß der Wahrheit sündenfrei, durch das Meer des Lebens, welches die Pein weltlicher Selbstsucht trübt, zu Schiffen im Stande sind. (Alle ab.)

England.

Der Jesuit Girard und Mademoiselle Cadieres.

Unter dem Titel: *Magie und Mesmerismus* *) ist neulich ein Englisches Roman erschienen, dem eine Begebenheit zum Thema dient, die gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts bedeutendes Aufsehen erregte und nicht wenig dazu beitrug, die damals noch so mächtigen Jesuiten in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Es wurden dadurch Thatsachen ans Licht gebracht, die einen äußerst ungünstigen Begriff von der Moralität dieses Ordens gaben und einen Schrei des Unwillens veranlaßten, der nach wenigen Jahren zur Aufhebung desselben führte. Die Intrigue des Romans, die in den Hauptzügen mit einer historischen Begebenheit übereinstimmt **) ist folgende: Unter dem Deckmantel der Frömmigkeit hat sich der Priester Girard einen verderblichen Einfluß auf das Gemüth seines Beichtkinds, einer jungen und schönen Dame von guter Familie, zu erwerben gewußt, die seit ihrer Kindheit mit Anfällen von Somnambulismus behaftet war. Er überredet sie, sich nach einem Kloster zu begeben, wo er durch mystisches Gaukelwerk und magnetische Künste einen Zustand der Verzüdung bei ihr hervorbringt, die er zur Erreichung seiner schändlichen Absichten benutzte. Endlich findet man Mittel, sie aus dem Kloster zu befreien und ihrer Familie zurückzugeben; es wird ein Prozeß gegen den Jesuiten eingeleitet, und die Aussagen seines Schloßhofs scheinen ihn ohne Rettung verdammen zu müssen. Am letzten Tage der gerichtlichen Verhandlungen nimmt aber die Sache plötzlich eine andere Wendung, indem es dem Priester gelingt, seine dämonische Gewalt über das unglückliche Mädchen zu erneuern. Er läßt sie nämlich ein Glas Wasser trinken, welches er durch seinen Hauch magnetisiert hat. Dieses erfährt man aus nachstehender Scene, deren Erzählung dem Sohne ihres Anwalts in den Mund gelegt wird:

„Der Prozeß hatte schon mehrere Tage gedauert, und der Gerichtshof war stets mit Neugierigen überfüllt; am letzten Tage war aber das Gedränge so fürchtbar, daß man nur mit äußerster Schwierigkeit sich Eingang verschaffen konnte. Gespannte Erwartung lag auf jedem Antlitze, die in vielen dieser leidenschaftlichen südlichen Physiognomien bis zur Wildheit stieg. Die Jesuiten hatten sich schon seit dem Beginn des Prozesses kaum unter das Volk gewagt, welches sie, statt, wie vor kurzem, mit slavischer Ehrfurcht, mit Bewünschungen empfing. Die Aufregung hatte, sowohl innerhalb des Gerichtshofes als vor demselben, ihren Gipfel erreicht. Die Zuschauer trugen Sträußer von weißen Blumen an der Brust, als Emblem jener Unschuld, deren Triumph sie zu verherrlichen dachten. Katharine sah noch schöner aus, wie an den vorhergehenden Tagen, obgleich ihre Miene bewegter war; ein leichtes Erröthen übersog von Minute zu Minute ihre Wangen, und ihre Blicke suchten oft die ihrer zitternden Mutter, die kaum weniger Theilnahme erregte, als sie selbst.“

„Die Richter schienen unruhiger und düsterer wie je und warfen keine freundlichen Blicke auf die Klägerin und ihren Anwalt. Ihre Vorliebe für

das in seiner Offenbarkeit unweiltliche oder das in seiner Unweiltlichkeit geoffenbarte Brahma; es wird frei vom Dunkel des Seyns, da die Schöpfung, seine Vielheit, nur für die unrichtige Erkenntniß, also eine Täuschung ist.

*) *Magie and Mesmerism, an episode of the 18th century.* London 1843.
**) Auch Friedrich von Raumer's „historisches Taschenbuch“ hat in einem seiner letzten Jahrgänge einen Aufsatz über Peter Girard und seine Intriguen enthalten.

die Jesuiten fiel zu sehr in die Augen, um es zweifelhaft zu machen, wie ihr Urtheil lauten würde, wenn sie es gewagt hätten, in dieser kritischen Lage ihren Reigungen zu folgen; aber ihr Stirnerunzeln schüchterte meinen Vater nicht ein. Obgleich das achtzehnte Jahrhundert noch die Spuren des mittelalterlichen Feudalsystems trug, wo die Gerechtigkeit mit der Barbarei, die Macht mit dem Mißbrauch derselben Hand in Hand gingen, so war doch bei der jetzigen Stimmung der Gemüther ein so himmelschreiender und gewaltfamer Akt, wie die Verurtheilung Katharinens, nicht vorauszusetzen. Die Verhandlungen dieses Tages hielt er, der Warnungen älterer Rechtsgelehrten ungeachtet, für eine bloße Komödie, die nur deshalb gespielt werde, um die nicht abzuwendende Sentenz so lange als möglich zu verschieben. Nur einmal ruhte sein Auge zufällig auf dem Gesicht des Jesuiten, dessen Bewegungen er früher stets sorgfältig bewacht hatte; er war finster und in sich gekehrt, hatte sich aber, wie es schien, größtentheils von der Bestürzung und der Verzagtbeit erholt, die ihn während der ersten Tage dieses schmachvollen Prozesses niederdrückten. Mein Vater bemerkte, daß er sich im Laufe des Morgens mehrere Mal aus der ihm nahe stehenden Wasserflasche eingeschenkt hatte, um, wie man glauben mußte, seine innere Angst zu beschwichtigen, und eben jetzt war er im Begriff, ein Glasvoll des klaren Elements an die Lippen zu setzen. Es lag in dieser einfachen Bewegung nichts, was die Aufmerksamkeit erregen konnte, und mein Vater richtete bald seine Gedanken auf andere Gegenstände. Kurz nachher klagte Katharine über Erschöpfung, worauf sich ihr einer der unteren Beamten des Tribunals mit einem Glase frischen Wassers näherte, welches sie mit Dank annahm und auf einen Zug leerte. Als sie ihm das Glas zurückgab, äußerte sie — und Viele, außer meinem Vater, hörten diese Bemerkung, ohne sie in jenem Augenblick zu beachten — das Wasser habe einen salzigen, unangenehmen Geschmack, der ihren Durst eher vermehre als lindere.

„Das Verhör der anderen Zeugen ging vor sich, und endlich wurde Katharine dem Vater Girard gegenübergestellt. Ihr Benehmen bei den öffentlichen Verhandlungen war bis dahin in so völliger Uebereinstimmung mit den Gefühlen gewesen, die sie im Kreise ihrer Freunde zu erkennen gab, daß mein Vater aufgehört hatte, sie mit der wachsam und schmerzvollen Sorgfalt zu beobachten, die aus seinen anfänglichen Zweifeln an ihrer Standhaftigkeit entsprang. Jetzt aber lag etwas so Seltsames und Unsißes in dem Ton ihrer Stimme, daß er stutzig wurde und einen Blick auf sie warf, der ihn eine auffallende Veränderung in ihrem ganzen Wesen gewahren ließ.

„Hätte der Stab eines Zauberers sie berührt und wäre dieser Stab mit allen den geheimnißvollen Eigenschaften begabt, die ihm je von der ausschweifendsten Phantasie verliehen wurden, so hätte keine plößlichere und ihren Freunden und Gönnern schrecklichere Verwandlung entstehen können. Ihre Augen wanderten träumerisch von einem Gegenstande zum anderen, oder besteteten sich auf die Erde — nicht aus natürlicher Schüchternheit, sondern wie von einer schweren Last niedergebückt; Lippen und Stirn zogen sich in Furchen, als ob sie bemüht sey, ihre Gedanken zu sammeln; ihre Antworten waren abgebrochen, dunkel, unbestimmt und ohne Zusammenhang, und das innere Licht, welches ihr Antlitz erhellt und seinen Glanz über ihre Züge verbreitet hatte, schien von ihrer gesunkenen Stirn zu weichen, die aufs neue von den Wolken beschattet wurde, die im Kloster Sta. Clara so schwer auf ihr lagerten.

„In demselben Maße, wie Katharinen am Wendepunkt ihres Schicksals die Geistesgegenwart verließ, gewann der Jesuit seinen Muth wieder und nahm eine Miene an, die gegen seine frühere herabwürdigende und unmännliche Jagdbastigkeit gewaltig abwich. Mein Vater starrte Beide mit sprachlosem Ersauern an, während die lächelnden Blicke, die die Richter mit einander wechselten, zur Genüge bewiesen, wie sehr sie durch diese, im entscheidenden Moment stattgefundene Veränderung erfreut waren.

„Was hierauf folgte, ging mit der Schnelligkeit und, wie mein Vater mir oft versicherte, mit der Undeutlichkeit eines Traums an ihm vorüber. Er versuchte mehr als einmal, sich mit Gewalt aus seiner Erstarrung emporzureißen, während er Katharinen in einem verwirrten, übereilten Ton Alles, was sie bisher ausgesagt hatte, Wort für Wort widerrufen hörte — während sie jede durch unbestreitbare Evidenz erwiesene Thatsache leugnete, sich selbst als eine elende Betrügerin, das Werkzeug der niederträchtigsten Bosheit darstellte, den Vater Girard dagegen als einen gelästerten Heiligen und ihre Freunde und Beschützer als die gewissenlosesten Sünder erscheinen ließ, die je das Angesicht der Erde besiedeten.

„Die Schielenden, in der Stunde des Sieges mit der schwärzesten Nachsicht erfüllten Blicke Vater Girard's, die Ausrufungen unbezähmbaren Ersauerns, die den Zuschauern entfuhrn, das Schluchzen der bekümmerten Mutter, das zornige Rauschen des Schleiers bei den Klosterfrauen von Sta. Clara — wie sie ihn dichter um sich zogen, in sprachlosem Unwillen über die freche, unverschämte Prävarication der Klägerin, die sie bisher mit Gefühlen des reinsten Mitleidens betrachtet hatten — die donnernde Beredsamkeit des Advokaten der Gegenpartei, die wie eine zerstörende Lavine auf ihn herabfuhr, seine eigene schwache und verwirrte Widerlegung, mit heiserer, unsicherer Stimme gesprochen — das Gutachten der Richter — das entscheidende Urtheil selbst — Alles, was um ihn vorging, schien meinem Vater nur ein furchtbar neckender Traum. Vor einer Stunde noch stand er als Sieger gedemüthigten Feinden gegenüber, deren unlaute Anschläge er so tapfer bekämpft hatte — jetzt sah er sich plößlich überrascht, besiegt, und ohne Widerstand aus dem Felde geschlagen. Nie war ein Ritter so tief gefallen, nie hatte sich eine Dame

so falsch erwiesen. Er wußte kaum, wie er den Gerichtshof verließ und nach Hause gelangte, und es waren mehrere Stunden der Einsamkeit und der Ruhe dazu nöthig, die gewohnte Elastizität und Kraft seines Geistes wieder herzustellen.“

Mannigfaltiges.

— **Espartero und ein Berliner Philolog.** Der Mann, welcher sich so gern mit Napoleon verglich, und in dieser Vergleichung von vielen Spaniern, ja sogar von vielen Deutschen unterstützt wurde, hat, dies müssen seine Verächter beschwören, die letzten Augenblicke seiner Herrschaft denen Napoleon's gleichgestellt, indem er sich ganz so wie der gefallene Kaiser auf ein Englisches Linieneschiff flüchtete. In seinen sonstigen Augenblicken seit dem Ausbruche der Pronunciamento's hat er sich aber stillschweigend als einen Infusions-Napoleon, als eine Travestie Bonaparte's pronunziert. In der kostbaren Zeit, wo Aufwand von Thätigkeit nothwendig und ein für ihn günstiger Ausgang nicht bloß möglich, sondern wahrscheinlich war, lag er plan- und thatlos zu Albacete, den Blick nach seiner Heimat La Mancha gerichtet, als wollte er eine Pilgerreise zum Grabe seines Landsmannes Don Quijote unternehmen. Er lag dort, fast verschollen, während seine Getreuen wie seine Ungetreuen und Feinde überall handelten und verhandelten. Plößlich rafft er sich auf, nachdem er veräuerte, vor Valencia und in Madrid die Rolle des Agamemnon zu spielen, um vor Sevilla die Rolle eines Oberstes zu übernehmen! Für die nächste Zukunft Spaniens ist die Unehre, welche (wenigstens den bis jetzt uns vorliegenden Berichten zufolge) den Sturz Espartero's begleitet, ein Glück, da er jetzt nicht bloß gestürzt, sondern auch unschädlich ist. Für ihn, den Unritterlichen, wird sich schwerlich je wieder eine Partei in dem ritterlichen Spanien waffnen, sollte er einen Versuch zur Wiedererlangung der Gewalt machen. Doch da er gerade jetzt, inmitten des von allen Seiten auf ihn einbringenden Tadels, ein Wort des verdienten Lobes am dringendsten nöthig hat, wollen wir gern seine Freunde durch folgenden schönen Zug trösten: Ein junger Gelehrter in Berlin braucht zur Ausarbeitung eines philologischen Werkes eine Handschrift, die sich im Eskorial befinden soll. Ohne sich lange zu besinnen, ohne diplomatische Vermittelung zu suchen, wendet er sich direkt mit einem Schreiben an den Regenten von Spanien, mit der Bitte, die Handschrift aussuchen zu lassen und im geeigneten Falle die Benützung möglich zu machen. Der stolze Herrscher, welcher Frankreichs Gesandten zurücksandte, weil dieser nur der Königin von Spanien und nicht ihm sein Beglaubigungsschreiben überreichen wollte, antwortete persönlich dem Berliner Gelehrten und versprach, sich der Sache anzunehmen. Wir wissen nicht, ob er Wort hielt, und ob die neuesten Ereignisse ihn nicht Wort zu halten verhinderten; aber es bleibt nichtsdessenweniger ein schöner Zug seines Charakters, daß er so den freimüthigen Wünschen eines Privatmannes wie ein Privatmann entsprach, ohne an dem Ueberspringen der Etikette Anstoß zu nehmen.

— **Fort Montjuy.** Der Name dieses während der letzten Ereignisse von Barcelona vielgenannten Forts hat zu mancherlei gelehrten Konjekturen Anlaß gegeben. Er ist jedoch nichts weiter, als eine Verstümmelung des alten Römischen Namens Mons Jovis (Berg des Jupiter), eine Bezeichnung, die das gedachte Fort mit vielen Bergen in den Pyrenäen gemein hat. Ähnliche Namen sind die des Mont (oder Mount) Bax von Mons Bacchi, des Mount-Idet von Mons Iduum ic., welche sämmtlich noch Ruinen von festen Schlössern des Pompejus und seiner Legionen tragen.

— **Das Theater in Barcelona.** „Nach den Proben eingebornen Talents zu schließen“, bemerkt Mrs. Romer, „die sich uns im Liceo darboten, möchte ich behaupten (wenn es erlaubt ist, nach einem so vereinzeltten Fall ein entschiedenes Urtheil auszusprechen), daß die dramatische Kunst hier zu Lande schlecht begriffen wird und sich in der That auf ihrer niedrigsten Stufe befindet. Es ist etwas Seltenes, einer Schauspieler-Truppe zu begegnen, in der auch nicht eine einzige Spur von Talent anzutreffen wäre — dieses fand hier aber wirklich statt. Dieselbe fehlerhafte Methode herrschte in dem ganzen Personale vor — dieselbe emphatische Monotonie im Dialog, ohne Rücksicht auf dessen familiäre oder erhabene Schreibart: derselbe papageienartige Redeton; dieselben zahmen, leidenschaftslosen Geberden; dieselben hölzernen Physiognomien — wodurch eine Verbindung entstand, die es unmöglich machte, auch nur die geringste Ahnung der von den Schauspielern darzustellenden Empfindungen durch ihre Mimik zu erhalten. Ich schloß daher, daß die hier geltenden Kunst-Ideen auf einer mangelhaften Auffassung beruhen müssen, oder daß der Geschmack und das Talent der Nation sich der Bühne nicht zugewendet haben. Der anziehendste Theil der Vorstellung war der Bailo Nacional, der auf das Lustspiel folgte, wo der bolero mit dem hin- und hergehenden Feuer getanzt wurde, das ihm nur die Spanier zu verstehen wissen und durch welches ihre Ausführung dieses reizvollsten aller Charaktertänze sich bis zur Begeisterung der Leidenschaft erhebt. Welch ein Kontrast zwischen diesem lebendigen Schauspiel und dem schläfrigen, wider Sinn und Verstand hervorgeplärzten Drama, das ihm voranging! Die Zuschauer, die von letzterem in einen fast somnambulen Zustand veretzt zu seyn schienen, wurden plößlich durch den Klang der Castagnetten zum Enthusiasmus erweckt, und am Schlusse des Tanzes forderte ein lautes Beifallklatschen zur Wiederholung desselben auf.“